

Schwangerschaftskonfliktberatung als pastoraler Auftrag zu Hilfen

ANDREAS WOLLBOLD

Als „Pyramiden des 20. Jahrhunderts“ hat Karl Schlögel eine Stadt bezeichnet, die von 1929 an innerhalb von wenigen Jahren aus dem Boden gestampft wurde: Magnitogorsk am Südzipfel des Ural-Gebirges.¹ Bis dahin war der unwirtliche Ort kaum mehr als aus Legenden bekannt, etwa der vom Mongolen-Khan Baty, dessen Pferde mit den Hufen an einem magnetischen Berg hängenblieben. Angeleitet von ihren verrückt spielenden Kompaßnadeln, hatten später Naturforscher riesige Eisenerzvorkommen in diesem Berg vermutet. Doch für deren Ausbeute in großem Stil fehlten mitten in der Steppe Eisenbahnen, die die Kohle aus Tausenden von Kilometern entfernten Gegenden herbeischaffen konnten.

Das änderte sich schlagartig mit dem Beschluß des sowjetischen Rates der Volkskommissare am 17. Januar 1929. Aus dem schweren Boden des alten Mütterchens Rußland sollte ein Bannerträger des Fortschritts gestampft werden. Die modernen Stahlwerke an einem bislang kaum bewohnten Ort, das war „das Symbol des radikal Neuen und ganz anderen“: in Stalins eigenen Worten die „Verbindung von ‚bolschewistischem Geist und amerikanischer Technik“.² „Gorod budet – Die Stadt wird sein“, unter diesem Schlagwort entstand eine Metropole mit über 400.000 Einwohnern und einem Agglomerat von Hochöfen, Walzwerken und Schornsteinen, das auf der Welt seinesgleichen sucht. Durch die planende Verbindung aller Kräfte entstand eine neue Gesellschaft. Von alten Bindungen freigesetzt, sollten Menschen ihr Glück nicht mehr von Sonne und Regen über ihre Ernte, sondern vom Geschick der Planung erwarten. Nicht mehr sollte der eisige Winter alle Tätigkeit lähmen, nicht mehr sollte der Tag zum Arbeiten und die Nacht zum Ruhen sein; allein die Stechuhr bestimmte den Rhythmus. Innerhalb weniger Jahre wurden so aus tatarischen Analphabeten Spezialisten am Abstich, und aus Mädchen, deren Bräutigam gestern noch durch die Höhe des Brautpreises bestimmt wurde, Karrieristinnen in der Verwaltung. Die Rhythmen der Natur, alte Bräuche des Zusammenlebens, Zugehörigkeiten und Lebensläufe verloren schnell ihre Gültigkeit. Es galt nur noch der neue Mensch, der allein durch seine Position in der Produktion bestimmt war: statt den Zwängen der Natur die Einordnung in die Planung.³

Wir können uns heute kaum mehr den Enthusiasmus vorstellen, mit dem die Eliten des Westens damals auf die Sowjetunion geschaut haben, ja in Scharen zum Anschauungsunterricht dahin gepilgert sind. Das sowjetische Modell der Moderne faszinierte: Eine umfassende Planung würde den alten Traum verwirklichen, endlich „Meister und Beherrscher der Natur“ zu werden – aber dies nicht auf Kosten ganzer Klassen, sondern in der neuen Gesellschaft Gleicher.

Das sind tatsächlich „Pyramiden des 20. Jahrhundert“, denn radikaler als sonst ist in dieser Stadt der Geist der Moderne anschaulich geworden. Dieser Geist ist kein gottgleicher Pharao mehr wie im alten Ägypten, er ist kein feinmaschiges Gewebe von

Über- und Unterordnung, die das Zusammenleben von Mitgliedern des Königshofes bis zum Nilbauern eben auch wie eine Pyramide ordnete, sondern ein gigantischer Betrieb. Ihr Geist ist die erlösende Kraft der Technik. Aber in der kommunistischen Sowjetunion sollte sie zugunsten aller und nicht nur einiger weniger wirken. Statt eines Lebens, das in die Grenzen eines Tagesmarsches eingespannt ist, setzt die neue Welt die große Union, in der jeder einen Platz finden soll. Statt engen, aber verlässlichen Netzen der Großfamilie, des Stammes und des Dorfes setzt sie den Nutzen des einzelnen für das Kollektiv. Und statt daß dieser einzelne seinen Status aus Herkunft und Geburt bezieht, muß er ihn durch Leistung erringen. Kurz: Was einer gilt und wert ist, wird ihm nicht aus den Zusammenhängen der Natur zugeschrieben, er hat es sich selbst und seiner Arbeit zuzuschreiben. Dieses Leitbild der Persönlichkeit durch Leistung schneidet alte Verbindungen ab, es individualisiert den einzelnen.

Wenn wir uns heute mit einer pastoralen Antwort auf Schwangerschaftskonflikte beschäftigen, dann ist es wichtig, sich diesen sozialgeschichtlichen Wandel vor Augen zu halten. Etwas schlagwortartig könnten wir ihn nennen: Freisetzung aus den alten Bindungen der Natur, dafür Einbindung in gesellschaftliche Notwendigkeiten. Natur und Planung bilden zwei ganz verschiedene Welten. Und meine These lautet nun, Schwangerschaft steht an der Bruchstelle zwischen beiden Welten. Darum sind hier Konflikte gesellschaftlich vorprogrammiert. Daß also Schwangerschaft auch trotz Sozialstaat immer wieder zu einem Konflikt werden kann – 111.000 Abtreibungen wurden 1993 in Deutschland gezählt –, ist nicht zunächst ein Zeichen dafür, daß die öffentliche Moral gesunken ist – Schwangerschaftskonflikte sind selten eine Entscheidung „à la légère“! Es ist ein Symptom für gesellschaftliche Verwerfungen. Im Bild von der Bruchstelle gesprochen: Wie bei einem Erdbeben die Regionen am meisten gefährdet sind, an der zwei tektonische Platten aufeinanderstoßen, so stoßen bei Schwangerschaftskonflikten zwei Welten aufeinander: die Einbindung in die Notwendigkeiten des Modells Persönlichkeit durch Leistung – Stichwort Magitogorsk – und die engste Bindung, die Menschen aneinander haben können, die im Mutterschoß. Die pastorale Seite, also sozusagen Erdbebenhilfe, darf darum nicht erst im Moment der Erschütterung beginnen, so wichtig das auch ist. Wirksam wird sie nur dann, wenn eine gründliche Sicherung der Fundamente vorausgegangen ist. Ich will meine These darum in vier Punkten entfalten:

1. Zunächst kann das Beispiel Magitogorsk helfen, die *Zwiespältigkeit der Individualisierung* zu verstehen: Sie gibt zwar Freiheit, verhindert aber Bindung.
2. Daraus soll sich zeigen, wieso ausgerechnet der Bereich von *Partnerschaft, Sexualität und Elternschaft* diesen Zwiespalt auszutragen hat.
3. Wie eine *Antwort des Glaubens* auf diese Situation aussehen könnte, versucht dann der dritte Teil zu skizzieren: Leben ist Beziehung, nicht aus Zwang oder purer Notwendigkeit, sondern aus freier Verantwortung dafür, das Leben zu mehren.
4. So ist schließlich ein *Rahmen für die Pastoral* gesteckt: Sie soll Bedingungen schaffen, in denen lebensförderliche Beziehungen gelingen können. Das bedeutet eine Option für Sozialpolitik, für Beratung und für ein kirchliches Leben, in dem schon etwas „Keim und Anfang des Reiches Gottes“ (LG 5) sichtbar wird.

1. Freisetzung aus Bindungen: die zwiespältige Individualisierung

Der plötzliche Umbruch vom Stammesleben in das Industriezeitalter in Magnitogorsk scheint fast 4.000 Kilometer weit von uns entfernt zu sein. Den Kommunismus hält man nach 1989 oft nur für eine schlechte Laune der Geschichte. Aber der übersteigerte Umbruch in dieser Planstadt am Ural verdichtet nur eine Entwicklung, die sich in Deutschland über viele Jahrzehnte erstreckt hat. Daß Deutschland genau in jenen Jahren nach 1929 in seine größte politische Katastrophe hineinrutschte, war ja sicher eine Folge dieses sozialen Umbruchs. Denn zuvor, in den traditionellen Gemeinschaften, war der einzelne in Notlagen meist getragen: Die Alten lebten in einem Haus mit den Jungen; wer krank war, konnte auf die Hilfe eines Hausgenossen oder von Nachbarn zählen, und Ehen waren nur ein Teil in einem festen Beziehungsgefüge. Nun aber waren viele Menschen allein auf sich gestellt oder allenfalls auf die Hilfe eines Ehepartners angewiesen. In Notfällen fielen sie durch alle Netze, und das widerfuhr jetzt Millionen.

Das war die Geburtsstunde der umfassenden Sozialpolitik. Mit einer Mischung aus Bewunderung und Abneigung schauten manche auf die UdSSR, deren Verfassung von 1936 erstmals soziale Grundrechte wie das Recht auf Arbeit definierte.⁴ Und Hitlers Angelhaken waren gewiß seine kurzfristigen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, die er allerdings nur durch massive Staatsverschuldung bezahlen konnte. Als der Parlamentarische Rat 1949 das Grundgesetz schrieb, war ihm bewußt, daß ein Fundament des Staates in sozialer Sicherheit bestehen mußte. Er schrieb darum die Bundesrepublik als „demokratischen und sozialen Bundesstaat“ fest (GG Art. 20, Abs. 1). Was folgte, ist bekannt. Mit dem wachsenden Wohlstand explodierte auch das Sozialsystem: Heute arbeiten etwa 350.000 hauptberufliche Kräfte beim Caritasverband mit (zum Vergleich: etwa 120.000 Mitarbeiter in der Seelsorge.)⁵ So betrugen 1993 die Ausgaben für Sozialhilfe in Deutschland immerhin 48,9 Milliarden DM mit laufender Hilfe für 2,5 Millionen Menschen und mit Hilfe in besonderen Lebenslagen für 1,9 Millionen Menschen.⁶

Es ist nun wichtig festzuhalten, wie diese sozialstaatlichen Maßnahmen die Planung der Industriegesellschaft auch auf den sozialen Bereich ausdehnen.⁷ Sie stellen ja keine Rückkehr zu den alten überschaubaren Gemeinschaften dar, ihre Träger sind auch nicht Menschen aus den Lebenswelten von Betroffenen, sondern Angestellte von Ländern, Kommunen und Wohlfahrtsverbänden. So setzt auch der Sozialstaat die gesellschaftliche Überlagerung der Natur fort. Führen wir uns vor aller Kritik durchaus einmal die Faszination dieser professionalisierten Sozialarbeit vor Augen. Auch hier sind Leistungen möglich, die keineswegs hinter denen von Magnitogorsk zurückstehen.⁸ Denken wir etwa an die Förderung und Integration von Behinderten und vergleichen sie mit ihrem oft armseligen Los in früheren Zeiten.

Dennoch stoßen wir heute an die Grenzen des Sozialstaates, und das keineswegs nur angesichts leerer Kassen. Es drängt sich nämlich der Eindruck auf, daß wir sozial gesehen auf eine schiefe Ebene geraten sind: Wenn es einmal ins Gleiten kommt, hat

man nicht Hände genug, alles vor dem Abrutschen zu bewahren. D. h. je mehr das Leitbild des unabhängigen, mobilen Menschen alle Lebensbereiche erfaßt, um so schwerer sind verlässliche, stabile Bindungen aufzubauen und um so unmöglicher werden Situationen, in denen einer auf den anderen angewiesen ist. Deshalb wollen neuerdings auch einige Psychologen Bindungen wieder stärker fördern und sie nicht generell verdächtigen, so etwa der Züricher Psychiater Jürg Willi:

„Jahrzehntelang wurden familiäre und eheliche Bindungen vor allem in ihrer krankmachenden Wirkung wahrgenommen – die schizophrenogene Mutter, die Anorexiefamilie, der Co-Alkoholismus, die Delegation der elterlichen Neurose an die Kinder. Es ist nicht so, daß es das nicht gibt, daß diese Wahrnehmungen in der Therapie nicht wichtig wären. Aber all diese Konzepte führen zu einer Überwertung und Verallgemeinerung von Pathologie, so daß die positive, ja lebenswichtige Bedeutung von Beziehungen und Bindungen nicht mehr gesehen wurde.“⁹

Der Kieler Professor Hubert Speidel spricht sogar von der „kulturellen Sackgasse“ einer Gesellschaft, die „Bindung und Abhängigkeit vermeiden“ muß,¹⁰ und erwähnt dabei eine Untersuchung, nach der die Deutschen zwischen 1975 und 1988 „selbstbezogener und weniger an anderen Menschen interessiert geworden“ sind.¹¹ Die Freiheit ist also gewachsen, aber verlässliche Bindungen sind schwerer aufzubauen.

2. Schwangerschaftskonflikte an der Bruchstelle dieses Zwiespaltes

Auf diesem Hintergrund lassen sich nun auch Schwangerschaftskonflikte besser verstehen. Auf unseren Umwegen bis in den Ural hatten wir dafür einige Eindrücke gesammelt. Die Einbettung des Menschen in seine natürlichen Bedingungen wird gesellschaftlich überlagert: Die Umwandlung einer Steppe am Fuß des Urals in eine Industrielandschaft ist das Zeichen für den Triumph der Planung über die Natur. Sie schafft das Leitbild des unabhängigen, verfügbaren, leistungsfähigen Menschen. Da aber Menschen immer auch hinter diesem Leitbild zurückbleiben, versucht der Sozialstaat zunächst, ihnen durch entsprechende Unterstützung aufzuhelfen. Heute stellt sich allerdings die grundlegendere Frage: Wie werden Menschen zu Bindung befähigt? Können natürliche Verbindungen nicht gesellschaftlich kultiviert anstatt überlagert werden?

Daß wir diese Fragen besonders im Blick auf den Bereich von Sexualität und Elternschaft stellen, ist leicht verständlich, stellen sie doch jene Erfahrungen dar, durch die die Natur den Menschen am meisten über sich selbst hinausführt. Daß nämlich Menschen außer sich sind, daß sie zu einem Einsatz fähig werden, den sie sich selber nicht zugetraut haben, daß sie nicht schlafen können nicht wegen eigener Sorgen, sondern wegen eines anderen Menschen, das geschieht nirgendwo so oft wie zwischen Mann und Frau und zwischen Eltern und Kindern. Doch auch diese ungeheuer starke Naturkraft wird gesellschaftlich überlagert; die Orientierung an Mobilität und Selbstbestimmung drängt sich in den Vordergrund. Darum stellt Speidel zwar etwas pessimistisch, aber im wesentlichen wohl zutreffend fest, daß

„wir die Familienbeziehungen ruiniert haben, ohne daß wir einen Ersatz dafür wüßten, daß beide Geschlechter an geschlechtsspezifischer Kompetenz verloren haben, und daß wir die Geschlechter auf Autonomie statt auf stabile Beziehungsfähigkeit hin erziehen.“¹²

Anders als Speidel möchte ich darin allerdings keinen moralischen Verfall erkennen, sondern mit Paul Maria Zulehner die Spannung betonen: „Auch heute bewegt die überwiegende Mehrzahl von Menschen der Wunsch nach verlässlichen und dauerhaften Beziehungen ... (Doch) der Wunsch erweist sich heute ... als immer weniger lebbar.“¹³ Es wird heute ja gewiß nicht weniger in Beziehungen investiert, aber Festigkeit entgleitet vielen Menschen – Stichwort schiefe Ebene! Ich denke, Ulrich Beck hat den Kern dieses Problems erfaßt, wenn er sagt:

„In allen Fällen des Zusammenlebens von Frauen und Männern ... brechen die Jahrhundert-Konflikte hervor (er meint die langfristigen Umbrüche der Gesellschaft, A. W.). Sie zeigen dort immer nur ihr privates, persönliches Gesicht. Doch die Familie ist nur Ort, nicht Ursache des Geschehens.“¹⁴

Wir müssen darum lernen, auch hinter höchst persönlichen Konflikten gesellschaftliche Verwerfungen zu entdecken. Es geht dabei wohl um folgendes. Als sich im letzten Jahrhundert das Ideal der Persönlichkeit durch Leistung entwickelt, betrifft es zunächst fast nur die Welt der Männer: Arbeit, Politik, Wirtschaft und öffentliches Leben. Im Gegenzug erhält die Frau eine Gegenwelt zugesprochen: Haus, Gefühlsleben, Erziehung, Kinder und Religion. Idealisierung und Zurückdrängung der Frauen sind nur zwei Seiten derselben Medaille, ein Widerspruch, an dem die feministische Kritik heute zu Recht ansetzt. Spätestens seit den 60er Jahren treten Frauen aber verstärkt ins Berufsleben ein, werden ökonomisch unabhängig, beziehen ihr Selbstwertbewußtsein nicht allein aus der Familienrolle und entdecken verdeckte Abhängigkeiten, kurz: Sie machen sich mit Riesenschritten das Ideal der Persönlichkeit durch Leistung zu eigen.¹⁵

Auch hier ist es gut, sich zunächst einmal den enormen Gewinn an Freiheit, an Spielraum persönlicher Lebensgestaltung vor Augen zu halten. Aber ähnlich wie für den Sozialstaat insgesamt stößt auch an diesem Punkt die einfache Übernahme des „männlichen“ Modells der Leistung an eine Grenze. Ich denke dabei nicht nur an die häufig belächelte Mannes-, „Tugend“: Er akzeptiert die berufstätige Ehefrau gern, wenn diese nur zugleich Haus und Kinder gewohnt zuverlässig versorgt; der Mann selber glaubt dagegen seinen Part mit exquisiten Hobbykochkünsten alle Feiertage einmal erfüllt zu haben.¹⁶ Hier sind vielleicht doch erstaunlich viele Ehen flexibler, als es ihnen manche Soziologen zutrauen. Aber eine Grenze kommt da in Sicht, wo Leistung, Unabhängigkeit und Mobilität auf eine Welt stoßen, die grundlegend andere Werte benötigt: die Elternschaft. Ein Kind bedeutet Bindung der Kräfte, Festlegung und Verantwortung für wenigstens 18 Jahre – und das mit offenem Ausgang ...

Nirgendwo zeigt sich so deutlich, daß das Muster Persönlichkeit durch Leistung ein neues Korsett darstellt, das Menschen zwar anders, aber nicht weniger eng einschnürt als die Wespentaille der Rokokodamen. Denn Leistung bringen zu können setzt vor-

aus, leistungsfähig geworden zu sein. Bis jemand seine Existenz ökonomisch sichern kann, muß er sich seinen Weg durch Ausbildungsgänge, arbeits- und sozialrechtliche Vorgaben und Möglich- und Unmöglichkeiten des Wohnungsmarktes gebahnt haben. Zu alledem kann ein Kind querliegen: Man muß es sich „leisten“ können – rein finanziell tatsächlich ein teurer „Spaß“! –, aber erst recht von der Warte verpaßter Chancen aus: wenn etwa Studium oder Ausbildung noch nicht abgeschlossen sind; wenn eine Partnerschaft kriselt oder ein Flirt nun vom Ernst des werdenden Lebens eingeholt wird; wenn die familiären Netze brüchig geworden sind oder sich der Hilfe versagen; wenn ausländische Frauen in einem Land, wo alles so schrecklich viel kostet und sie selbst doch auf so wenig zurückgreifen können, ein Kind kaum verkraften können; wenn eine pränatale Diagnose sagt: »Dieses Kind wirst du nie ins Erwachsenenleben entlassen können« oder eine Mutter um die 40 gerade den Wiedereinstieg in den Beruf geplant hat. Hier sind aber genau jene Konfliktpunkte vorgezeichnet, durch die das Austragen einer Schwangerschaft zum Albtraum werden kann: fehlende Ausbildung oder Beruf, eine soziale Stellung am Rand der Gesellschaft, Partnerschafts- und Familienkonflikte oder ein Bruch in der Lebensplanung. Ein Kind bedeutet für die Frau dann unter Umständen nicht bloß eine Auszeit von einigen Jahren Erziehungsurlaub, sondern ein womöglich endgültiges Aus auf dem Markt der Leistungen. Diesen Grundkonflikt, der gerade in einem Land des Wohlstands ausbricht, kann man sich nicht deutlich genug vor Augen halten. Das bloße Pochen auf das Lebensrecht des Kindes bleibt dagegen wirklichkeitsfern.

Ich habe Schwangerschaft an anderer Stelle einmal als Eintritt der Frau in eine andere Welt dargestellt, die sich von der Welt von „Persönlichkeit durch Leistung“ grundlegend unterscheidet.¹⁷ Dabei habe ich von einer mehrfachen Verwobenheit in der Schwangerschaft gesprochen. „Schwanger“ bedeutet ja ursprünglich „schwer“ und „schwerfällig“: Rein physisch werden die Beine oft schwer, fallen die gewohnten Gänge schwer, aber es wird auch oft schwer ums Herz. Denn eine Schwangere trägt ja ständig mehr mit sich als nur sich selbst – und das bleibt ja nicht auf die bloße Biologie beschränkt. Durch ihr Kind fühlt sich eine Frau auf verschiedenen Ebenen verwoben:

- Sie fühlt sich oft verwoben *auf psychischer Ebene*: Das Kind in ihrem Leib sagt etwas über die Geschichte ihrer Seele, über ihre eigene Kindheit, über erlebte Mutter- und Vaterrollen, über Selbstbewußtsein und Ängste, über Wünsche nach Geborgenheit und nach der Übernahme von Verantwortung, ja über ihre Erfahrungen mit Leben und Tod.
- Mit dem Kind fühlt sie sich auch oft *auf biographischer Ebene* verwoben: Wir sprechen von der Festlegung auf wenigstens 18 Jahre hin. Das Kind stellt Weichen, hinter die man nie mehr zurückgehen kann. Und falsch gestellte Weichen können ja nicht nur bei der Bahn AG zur Ursache großer Unglücke werden ...
- Wir haben auch bereits die *gesellschaftliche* Verwobenheit in einer Schwangerschaft hervorgehoben. Schwangerschaft braucht Schutz, sie ist auf andere angewiesen. In einer bäuerlichen Großfamilie bis vor 30, 40 Jahren ging das fast wie von selbst:

Irgendwann konnte die Schwangere nicht mehr morgens zum Melken oder auf das Feld, da sprangen die unverheiratete Tante oder schon ältere Kinder ein; und wenn dann das Kind zur Welt gekommen war, war auch immer jemand da, der nach ihm schauen konnte. Auch in Verhältnissen, wo Frauen mit der Heirat fast selbstverständlich aus dem Beruf ausschieden, genügte eine familieninterne Planung. Erst wo auch die Frau grundsätzlich berufstätig ist, beginnt ein kompliziertes Jonglieren, das Mutterschaft und Berufstätigkeit miteinander verbinden soll.

Individuelle Leistung, Unabhängigkeit und Mobilität auf der einen Seite, Bindung, Angewiesensein und Verbundenheit auf der anderen Seite: Man kann die Spannung der beiden Welten wohl ignorieren, ja man kann über weite Strecken sogar gar nicht so schlecht damit leben. Denn das Modell Persönlichkeit durch Leistung lockt ja dadurch, daß man sich „etwas leisten“ kann. Unser deutscher Ausdruck „sich etwas leisten“ ist da zu Recht doppeldeutig: Er meint einmal die Möglichkeit zum Konsum: „Ich leiste mir einen Urlaub in der Dominikanischen Republik.“ Es meint dann aber auch die Freiheit von Bindungen: „Was du dir da leistest, ist eine Frechheit!“ Ob diese Doppeldeutigkeit auch für Elternschaft gilt? Ich kann hier nur eine Vermutung äußern. Zum einen wird Elternschaft heute weithin als ein kostbares Gut angesehen, man denke nur an die Erschütterung, die ungewollte Kinderlosigkeit bei vielen Ehepaaren auslöst. Zum anderen wird Elternschaft selbstwertbezogener: Kinder sollen für ihre Eltern Leben ins Haus bringen, sollen witzig sein, frech wie Pippi Langstrumpf (natürlich nur, solange es sich in Grenzen hält), ein bißchen verschmust, nach Feierabend gemütlich, aber nicht quengelig, sie sollen in der Schule keinen Ärger machen, und vor allem (mit einem Schuß Ironie): Kinder sollen immer für die Eltern dasein, wenn diese sie brauchen. Darum fällt Erziehung offensichtlich schwerer: Ja- oder Nein-Sagen, Orientierung über Richtig und Falsch, Gut und Böse, durch die ein Kind allmählich erst seinen eigenen Weg findet, werden immer wieder überlagert von dem einen großen Wunsch, beim Kind ganz man selbst zu sein. So erkennt die Schweizer Psychologin Eva Zeltner-Tobler in Verwöhnung und mangelnder Distanz zwischen Eltern und ihren Kindern die Ursache für Probleme beim Selbständigwerden von Jugendlichen.¹⁸ So sagte eine Mutter über ihren Dreijährigen: „Wenn er den Tonarm abbricht, kaufen wir eben einen neuen Plattenspieler. Ich kann unsern Kleinen eben nicht weinen sehen.“ Vielleicht wählen viele Brautleute bei Hochzeiten im Bewußtsein solcher Übertreibungen gerne das Wort Khalil Gibrans: „Eure Kinder sind nicht eure Kinder ... Und sind sie auch bei euch, so gehören sie euch doch nicht.“¹⁹ Denn insgesamt scheint der Individualismus bereits weit in das Familienleben eingedrungen zu sein.

So bleibt die Spannung zwischen beiden Welten bestehen, sie fordert zur Besinnung auf die Grundlagen der Gesellschaft auf. Bleiben sie verdeckt, kommt es zu eigenartigen Zwiespältigkeiten. So berichtet etwa Heiner Barz bei der Einstellung Jugendlicher zur Abtreibung davon, wie ein junger Mann im selben Atemzug sagt: „(Über eine Schwangerschaft) würd' ich total heulen vor Glück,“ dann aber zustimmend von zwei Abtreibungen seiner Freundinnen erzählt; oder wie ein anderer meint: „Abtreibung ist für mich Tötung,“ dann aber auch dem Satz zustimmt: „Es ist eine Sache der Frau.“²⁰

3. Die Option des Glaubens: das Leben mehrten

Das bisher Gesagte sollte nichts weiter als die Situation darstellen. Manche Äußerungen könnten jedoch vielleicht so klingen, als ginge es um eine Rückkehr zur alten Gesellschaft, zur Großfamilie, zu überschaubaren Lebens- und Produktionseinheiten, zur Dominanz des Wir über das Ich. Abgesehen davon, daß es immer auch unter dieser Dominanz zu vielen klandestinen Abtreibungen unehelicher oder nicht standesgemäßer Kinder kam, abgesehen auch davon, daß man das Rad der Geschichte nie zurückdrehen kann, und daß, wer die Volksgemeinschaft beschwört, schnell in ideologisches Fahrwasser gerät, ist es ja längst nicht ausgemacht, daß die Waage des Glaubens sich von vornherein auf die Seite der Vergangenheit neigt.

Ein Blick in die Bibel überzeugt nämlich rasch davon, daß hier alles andere als die Vergöttlichung der Natur vorherrscht. Das Schlüsselwort der Beziehung des Menschen zur Natur fällt gleich auf den ersten Seiten des Buches Genesis: „*Gott, der Herr, nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten von Eden, damit er ihn bebaue und behüte.*“ (Gen 2,15). Hier ist ein bemerkenswertes Gleichgewicht ausgedrückt. Der Mensch ist frei, aber verantwortlich für die Natur. Und wenn das letzte Buch des Neuen Testaments, die Offenbarung des Johannes, die Vollendung beschreibt, dann eben nicht mehr als Paradiesgarten unter freiem Himmel, nicht als „Zurück zur Natur!“, sondern als Stadt mit zwölf edelsteinbesetzten Toren. Das ist ein urbanes, modernes Ideal. Doch in ihr fließt ein Strom mit dem Wasser des Lebens, an dessen Ufern Bäume wachsen, die zwölfmal im Jahr Frucht bringen – ein Bild der Versöhnung von menschlicher Planung und Natur also (Offb 21,1–22,5). So findet sich in der Bibel eine Vision, ein Sinn für die Situation und ein Weg. Sie ist zielsicher, situationsgerecht und handlungsorientiert.

1. *Eine Vision:* Was sich im Genesiswort vom Behüten und Bebauen andeutete, hält sich in der gesamten Heiligen Schrift durch. Der Mensch ist als Gottes Stellvertreter auf der Erde eingesetzt, er soll sie zu einer Welt für die Menschen verwandeln. So beschreibt eine der größten Prophetien des Jesajabuches den Gottesfrieden als versöhntes Zusammenleben: „*Dann wohnt der Wolf beim Lamm und lagert der Panther beim Böcklein. Kalb und Löwenjunges weiden gemeinsam, ein kleiner Junge kann sie hüten.*“ (Jes 11, 6). Hier kommt jener Auftrag ans Ziel, der den Menschen von Gott vorgegeben ist, nämlich das Leben auf der Erde zu mehrten: „*Seid fruchtbar und vermehrt euch, bevölkert die Erde, unterwerft sie euch, und herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf dem Land regen.*“ (Gen 1,28). Dieser Auftrag stellt keineswegs einen Freibrief zur Ausbeutung der Natur aus.²¹ Denn „Leben“ ist im biblischen Sinn ein In-Beziehung-Treten, ist somit ein Beim-Namen-Kennen, eine Neugier für die Dinge, ein Gespür für ihre Unterschiede, ein Sinn fürs Hegen und Pflegen, Spaß und Lust an diesem Leben eben. Und menschliche Fruchtbarkeit ist die höchste Steigerung dieser Berufung zum Leben, wie es in einem Psalm heißt: „*Kinder sind eine Gabe des Herrn, die Frucht des Leibes ist sein Ge-*

schenke.“ (Ps 127,3). Das ist Schalom, ist sozusagen Frieden vom Feinsten. Es ist die Vision von einer Welt, die unter dem Segen Gottes wimmelt von Leben.

Zweierlei ist an diesem Auftrag, das Leben zu mehren, bemerkenswert. Der Mensch ist in diesem Wort nicht mit seiner Verwobenheit in die Natur angesprochen, sondern mit seiner Freiheit. Es liegt in seiner Hand, die Natur zum Leben oder zum Tod zu verwandeln. Zum anderen deutet das Wort eine Ordnung der Natur an, die der Mensch respektieren soll: das Meer der Fische, der Himmel der Vögel und das Land der Tiere, das ist die geordnete Ganzheit der Welt. Verantwortung für die Welt liegt also darin, jedem einzelnen das Seine zu geben. Fortschritt und Wohlstand sind also weder zu verfeuern noch automatisch gutzuheißen. Sie sind darauf zu befragen, wie sie das Leben mehren. Danach haben sich auch gesellschaftliche Ordnungen auszurichten.

2. *Ein Sinn für die Situation:* Damit ist auch schon der ausgesprochen nüchterne Sinn der Schrift für die Wirklichkeit benannt. Denn sie weiß, die ursprüngliche Einheit der Welt ist zerbrochen. Das ist jene Erfahrung, die später mit dem Wort Erbsünde verstanden wurde. In die Berufung zum Leben dringt der Drang zum Tod ein, ja er macht sich immer breiter, wie das Sich-Überstürzen der Blutrache der ersten Generationen nach Adam und Eva erschreckend deutlich macht. Kain schlägt Abel tot, und dann überzieht das Morden die Erde in immer weiteren Kreisen: „*Wird Kain siebenfach gerächt, dann Lamech siebenundsiebzigfach.*“ (Gen 4,24). Auch hier denkt die Schrift nicht nur an den gewaltsamen Tod, sondern an jede Form von Beziehungsverlust. So kann sich im Psalm 88 ein Kranker in seiner Einsamkeit bereits wie tot empfinden: „*Du hast mir die Freunde und Gefährten entfremdet; mein Vertrauter ist nur noch die Finsternis.*“ (Ps 88,19). Denn der Tod ist das „*Land des Vergessens*“ (Ps 88,13), also jener Zustand, wo ein Mensch dem anderen kein Gedenken mehr wert ist.

Insofern ist auch deutlich, wieso immer wieder der Umgang mit Armen, Fremden und Schwachen zum Prüfstein der Verantwortung gemacht wird. Denn sie sind ja die, die aus den Beziehungsnetzen herauszufallen drohen. Ihr sozialer Tod ist eine Sünde, die zum Himmel schreit. So steht Jesus mit seinen Seligpreisungen ganz in prophetischer Tradition, wenn er den Armen, Trauernden und Machtlosen verheißt, sie werden aufleben. In seiner Nachfolge ist es darum allen Christen aufgetragen, Menschen neu in die Mitte zu nehmen, die an den Rand gedrängt werden.

Und noch etwas: Es zeigt sich, daß der nüchterne Blick auf die Wirklichkeit die Fähigkeit zur Vision voraussetzt. Denn die Welt ist nicht im Lot, ja sie täuscht sich oft über ihren eigenen Zustand. Der Mut zur Wahrheit setzt eine Hoffnung voraus, daß die Welt anders sein könnte. Tatsächlich finden wir bei fast allen Propheten beides, das Aufdecken falscher Sicherheiten in einer Welt voll Ungerechtigkeit und das Wissen um die neue Welt Gottes.

3. *Ein Weg:* Zwischen Situation und Vision klafft also eine Lücke. Welcher Weg verbindet beide? Dieser Weg ist das Hauptthema der Bibel. Es ist die Erlösung. Wir verstehen hier, warum das Christentum eine Erlösungsreligion ist. Nicht aus Verachtung für die Welt oder weil ihr der Sinn für die Schönheit der Schöpfung fehlt, sondern weil

sie darum weiß: Die Welt könnte anders sein, als sie tatsächlich ist. Das gilt speziell für die Situation der Individualisierung, die wir angesprochen haben. Da haben wir vom Glauben her die Option: Der Gewinn an Freiheit ist gut, aber der Verlust an verlässlichen Beziehungen ist schlecht. Und der Glaube hält die Vision bereit: Menschen können frei werden zur Verantwortung, das Leben zu mehren. D. h. konkret bei Schwangerschaftskonflikten, es könnte sein, daß ein ungewolltes Kind ungeahnte Kräfte mobilisiert:

- in jenem wunderbaren Moment, wenn die erste Panik einer werdenden Mutter weicht, sie zu sich selber kommt und weiß: „Ja, ich schaffe es!“;
- oder wenn ein 17jähriges Mädchen aus gutem Haus, aber überbehütet, zum ersten Mal vom Zauberberg der elterlichen Sorge auf den Erdboden kommt – und siehe da, auf einmal wird alles nicht mehr so verkrampft, wird praktischer, nüchterner, erwachsener;
- oder wenn, noch unter der Indikationenregelung, eine Studentin vom Arzt als Grund für die soziale Indikation nur bescheinigt bekommt: „Ledige Studentin“. Und das macht ihr eine solche Wut, weil das heißt: „Die kann doch noch kaum für sich selber sorgen“, da kriegt sie Kraft und sagt: „Jetzt will ich das Kind bekommen, ich komme da schon durch!“

Immer finden wir dabei den Sinn für die Situation und zugleich die Hoffnung einer Vision wieder. Gelingt es, daß eine Frau und die anderen direkt Beteiligten die Situation nicht überspielen oder sich mit den Problemen alleinlassen? Gelingt es dann auch, hoffnungsvolle Perspektiven für ein Leben mit dem Kind zu entwickeln, ja vielleicht sogar zu einem Mehr an Leben vorzustoßen? Dann ist ein Moment der Erlösung der verknöteten Situation da.

Für diese Erlösung ist aber eines entscheidend: eine auslösende Begegnung. In vielen Partnerschaften oder Familien geschieht das ja schon fast selbstverständlich. Wenn es stimmt, daß jedes dritte, vielleicht sogar jedes zweite Kind nicht geplant ist, dann kommt es doch hunderttausende Male vor, daß die Eltern sich im ersten Schock nicht alleinlassen, daß sie zu reden anfangen und merken: „Es geht schon.“ Das ist keine Schönfärberei – die trägt ja oft keine drei Tage weit. Aber es hat etwas mit der Entdeckung von Leben zu tun: Schwangerschaft stellt den Eintritt in eine andere Welt dar. Das kann erschüttern, denn es ist eine Lebenswende. Nun zählt auf einmal eine bisher ungekannte Verwobenheit, nun ist jemand auf andere angewiesen und soll selber Verantwortung für andere übernehmen. „Kann ich das? So vieles wird nicht mehr sein wie vorher. Meine Pläne von gestern sind nur noch Schrott.“ Wenn eine Frau mit jemandem darüber sprechen kann, der ihre Situation versteht und doch auch Hoffnung auf mehr Leben machen kann, dann kann das werdende Leben angenommen werden.

So können wir wirklich von der erlösenden Kraft des Redens sprechen. Eindrucksvoll stellt dies die Wunderheilung eines Taubstummen durch Jesus unter Beweis (Mk 7, 31–37). Der Taubstumme, das ist ja der vom Leben Abgeschnittene, der nichts hat als sich selbst. Und von ihm heißt es nun, Jesus habe ihm zuerst Ohren und Mund berührt, beides übrigens sensible Stellen am Körper. Doch der Taubstumme läßt es

sich gefallen, weil von Jesus Hoffnung ausgeht. Und nun tut Jesus dreierlei: Er blickt zum Himmel, also zu Gott, seinem Vater; in ihm ist er selbst mit seiner Hoffnungskraft verwurzelt. Dann seufzt Jesus – er läßt sich das ganze Elend dieser Situation zu Herzen gehen. Und schließlich spricht er das eine Wort: „*Effata. Öffne dich!*“ Das ist sein Weg der Erlösung. Jesus spricht an, er redet nicht über den Taubstummen hinweg, er schüchtert ihn nicht ein, sondern läßt ihn zu sich selber kommen. Und da geschieht das Wunder: Der Kranke kann wieder hören und sprechen. Auch das kennen wir aus vielen Konfliktsituationen. Da kommt jemand verschüchtert, mit stockender Sprache und tastend, ob das denn überhaupt Zweck hat – und auf einmal schmilzt etwas, die Person öffnet sich und kommt ins Reden. Hier ist fast mit Händen zu greifen, wie sie den Übergang zwischen den beiden Welten schafft: Bei der Persönlichkeit durch Leistung hat der nichts mehr zu sagen, der irgendwie aus dem normalen Prozeß fällt. Doch durch Begegnung wächst allmählich etwas Neues: das Vertrauen in die Kräfte des Lebens und der Beziehung. Darauf kann ein Ja zum Kind bauen.

4. Pastorale Verwirklichungen

Bei der Feier der Taufe hat die Kirche das Effata-Zeichen Jesu aufgegriffen. Auch dem Säugling werden Ohren und Mund berührt, er darf vom Anfang seines Lebens an unter dem Zeichen der Erlösung stehen. Ich habe den Effata-Ritus vor einigen Monaten bei einer Taufe besonders intensiv erlebt. Denn da waren die Eltern beide taubstumm. Doch weil sie bis dahin immer wieder viel Ermutigung erfahren hatten, konnten sie die Schule abschließen und beide einen Beruf erlernen. Nun waren sie auch selber bereit, eine Familie zu gründen. Hier war das Effata für mich ein Zeichen dafür: Ebenso wie viele Menschen den Eltern auf ihrem Weg beigestanden haben, so darf auch jetzt ihr kleiner Junge auf festen Beistand zählen.

Ob darum das Effata auch eine Selbstverpflichtung der Kirche insgesamt sein kann? In einigen abschließenden Orientierungen für eine pastorale Antwort auf Schwangerschaftskonflikte können wir nun die Fäden unserer Überlegungen zusammenziehen. Wenn Christsein heißt, als Erlöste zu leben, dann zeichnet es sich 1. durch die Vision von einem Leben in tragfähigen Beziehungen aus, 2. durch die Nähe zu Situationen, in denen Beziehungen zu zerbrechen drohen, und 3. durch die Fähigkeit, Begegnung zu stiften. Wenn das Leitbild des leistungsfähigen Individuums die Situation bestimmt, dann werden sich Christen für eine Erlösung auch dieses Leitbildes einsetzen. Konkret: Individuen sollen fähig werden, Verantwortung für das Leben im umfassenden biblischen Sinn zu übernehmen. Noch konkreter: Wenn sich in Schwangerschaftskonflikten die Grenzen dieses Individualismus zeigen und Beziehungsnetze nicht für ein Ja zum Kind auszureichen scheinen, können Christen in Wort und Tat Hoffnung auf ein „*Leben in Fülle*“ (Joh 10,10) machen. Die Verbindung zwischen Mutter und Kind, wie sie von der Natur her so intensiv wie nirgendwo gegeben ist, soll nicht allein sich selbst überlassen bleiben, sondern sie ruft nach einer Gesellschaft, die die dafür nötigen Bindungen und Beziehungen fördert und nicht verhindert. Nach allem Gesagten läßt sich nun folgern, daß nur ein umfassender Ansatz auf verschiedenen Ebenen die-

ser Situation gerecht wird: auf der Ebene der Sozialpolitik, der Beratung und des gemeindlichen und verbandlichen Lebens.

1. Dieser Ansatz verlangt zunächst eine *Option für Sozialpolitik*. Es gibt, so sahen wir, die Gefahr, daß der Sozialstaat Not nur verwaltet. Es mangelt an Vision. Natürlich können wir als Christen im pluralen Staat nicht einfach unsere Visionen der Allgemeinheit vorschreiben. Aber im Grundgesetz sind durchaus Leitideen festgeschrieben, die inspirieren können. Ich denke dabei etwa an den Grundgedanken der Subsidiarität, nach dem kleinere Vergemeinschaftungsformen Vorrang haben. Dies gilt insbesondere für den Schutz von Ehe und Familie, in dessen Rahmen es heißt: „Jede Mutter hat Anspruch auf den Schutz und die Fürsorge der Gemeinschaft.“ (Art. 6, Abs. 4). Das ist eine Konkretisierung der Leitidee vom sozialen Bundesstaat: Der Verwobenheit, die mit der Mutterschaft gegeben ist, muß eine Förderung durch die Gemeinschaft entsprechen. Darum darf an entsprechenden Maßnahmen nicht gekürzt werden. Des weiteren wäre die Garantie des Kindergartenplatzes auch überall zu verwirklichen. Ebenso könnte man an Ausbildungsgarantien denken, wie überhaupt die Verlässlichkeit wichtiger Voraussetzungen für ein Leben mit einem Kind entscheidend ist: Wohnung, Auskommen, Ausbildung und ggf. beruflicher Wiedereinstieg. Schließlich wurde aus unseren Überlegungen deutlich, daß die Abstützung der Elternschaft nur Teil einer Option für das Leben ist, die sich etwa bis in Fragen des Umweltschutzes oder der Erziehungsziele in der Schule wiederfindet. Verengungen auf einzelne Themen schaden dem christliche Anliegen nur.

2. *Beratung* bildet sicher den Kern einer pastoralen Antwort. Wenn irgendwo, dann kann sich in der Beratung die erlösende Kraft des Redens ereignen. Dabei ist allerdings auch uns selbst gegenüber nüchtern die Situation einzuschätzen. Zunächst: Aus der Sicht der Betroffenen spielt Beratung insgesamt bei Schwangerschaftskonflikten eine eher untergeordnete Rolle.²² Wichtiger ist das Verhalten von Personen aus dem unmittelbaren Umfeld. Deshalb hat Beratung wohl eher eine subsidiäre Aufgabe. Sie ist Katalysator für ein neues Verhältnis der Betroffenen zu ihrem Umfeld. Es gehört dabei zu den bittersten Erfahrungen von Beraterinnen, daß eine Frau von negativen Kräften aus diesem Umfeld nicht freikommt. Das sind Momente, die den Kreuzerfahrungen nahekommen, von denen Jesus spricht: „*Es kommt die Nacht, da könnt ihr nichts tun.*“ (Joh 9,4). Hier setzt ja auch die leidige Diskussion um den Beratungsschein an. Daß es bei keiner Beratung Garantien gibt, sollte nicht als Mithilfe zur Tötung verunglimpft werden. Es zeigt vielmehr, daß das Modell „Persönlichkeit durch Leistung“ mächtig, ja übermächtig werden kann. Dagegen ein modernes Ethos des Lebens aufzubauen ist ein Jahrhundertprozeß. Wir brauchen nicht auf schnellen Erfolg zu hoffen und können es gelassen hinnehmen, wenn es über Jahrzehnte unverstanden bleibt. Entscheidend ist, ob es uns selber bereits erfaßt hat: Sagen unsere Berührungen „*Effata*“?

Zu fragen ist dann aber: Wie kommt es, daß letztlich doch nur ein kleiner Kreis von Frauen in Schwangerschaftskonflikten den Weg in eine katholische Beratungsstelle findet, häufig sozial Schwache oder Ausländerinnen? Liegt es einfach an der zu geringen Bekanntheit unserer Einrichtungen, an fehlenden Netzen unter Hausärzten, Gynäko-

logen, vielleicht Lehrern oder Sozialarbeitern? Liegt es am Image des erhobenen Zeigefingers? Oder liegt es daran, daß der Beratung für das Leben der nötige Mutterboden fehlt, sprich ein katholischer Stallgeruch, der jedem, der mit Katholiken zu tun hat, gleich sagt: „Ein bißchen verrückt sind sie ja schon, aber vom Leben verstehen sie etwas.“ Ich habe den Eindruck, bei der augenblicklichen Malaise im katholischen Selbstbewußtsein werden vielmehr sozusagen Unmengen Deo gesprüht, um jeden eigenen Stallgeruch zu vertreiben. Aber es führt wohl kein Weg an der Erkenntnis von Papst Paul VI. vorbei: Zuerst kommt das Zeugnis des Lebens, dann erst das Zeugnis des Wortes.²³ In protestantisch dominierten Ländern wie den USA, England oder Preußen standen Katholiken früher im Geruch: Sie haben mehr Kinder, mehr Durcheinander, weniger Geld und feiern die lustigsten Feste. Das mit dem Durcheinander und dem Geld braucht ja heute nicht mehr so zu sein, aber das mit den Kindern und den Festen, das riecht doch nach „*Leben in Fülle*“.

In unseren Beratungsstellen kommt es zu vielen langfristigen Beratungsbeziehungen. Ich meine, das spricht für eine echte Beratung für das Leben. Denn wenn Leben Beziehung ist, dann braucht der Aufbau von Beziehungen Zeit. Auch Jesus hat den Taubstummen zuerst abseits von der Menge geführt, also gleichsam in einen Schutzraum, in dem er nicht bedrängt ist von den Kräften, die ihn bisher kleinhielten. Darum sollten wir es uns leisten, bei der personellen Ausstattung der Beratungsstellen großzügig zu sein. Ich möchte aber zugleich anregen, die Frage der ehrenamtlichen Beteiligung daran neu zu stellen. Mit einer solchen Beteiligung, die selbstverständlich gut vorbereitet und begleitet sein muß, haben etwa die Telefonseelsorge oder neuerdings die Hospizbewegung beste Erfahrungen gemacht.²⁴ Gerade der SkF böte mit seiner Vereinsstruktur von Ehrenamtlichen und Hauptberuflichen beste Voraussetzungen dafür.

Für die Beratung selbst wäre m. E. folgendes zu bedenken. Zunächst die pastorale Begleitung der Beraterinnen. Wenn Beratung nicht einfach Not verwaltet, sondern durch Teilnahme an der Situation Hoffnung erschließt, dann rührt jeder Schwangerschaftskonflikt auch an innerste Schichten der Person der Beraterin, an die eigene Partnerschaft und das Verhältnis zu Kindern etwa. Für die psychische Auseinandersetzung muß darum regelmäßige Supervision zu den Standards gehören. Bereits der Einstellung sollte ein umfassender Klärungsprozeß auf beiden Seiten vorausgehen, um späteren Enttäuschungen oder Mißverständnissen vorzubeugen. Des weiteren sollte pastorale Begleitung dazu dienen, die aufgebrochenen Fragen in ihrer Tiefe zu erschließen: „Wo sind für mich Quellen der Hoffnung? Was trägt mich auch da, wo ich selber meine Grenzen erlebe? Wie gehe ich mit Gewissensentscheidungen um, wie mit lehramtlichen Vorgaben, wie mit Angriffen durch verschiedene Gruppen innerhalb oder außerhalb der Kirche? Kann ich die Orientierungen des Glaubens für mich selber als lebensförderlich wahrnehmen?“ Hier ist der Ort von geistlichen Beratern. Aber auch ihre Tätigkeit kann nur subsidiär dazu sein, daß insgesamt unter Mitarbeiterinnen ein Klima des Vertrauens wächst, in dem allein solche Fragen thematisiert werden können. Gerade in der pastoralen Begleitung dürfte ein Schwerpunkt künftiger Verbesserungen liegen.

Vielleicht ließen sich die christlichen Quellen der Hoffnung aber auch für den Beratungsprozeß selbst fruchtbarer machen. Klientenzentriert arbeiten bedeutet ja nicht, die eigene Person und ihre Überzeugungen versteckt zu halten. In der Aus- und Fortbildung der Beraterinnen ließen sich Formen des beratenden Gesprächs entwickeln, die christliche Symbole und Erzählungen zur Stärkung der Lebenskräfte aktivieren können. Ich habe es eben selber mit der Erzählung der Heilung des Taubstummen anzudeuten versucht. In den USA hat das „Pastoral Counseling“/die „Pastorale Beratung“ damit schon gute Erfahrungen gemacht. Überhaupt sind Methoden wie Gesprächstherapie oder Systemische Familientherapie daraufhin zu überprüfen, wie sie unbeabsichtigt doch noch das Leitbild des unabhängigen Individuums transportieren. Carl Rogers Einsichten sind zwar sicher äußerst hilfreich für eine bedingungslose, wohlwollende Annahme, doch bleiben sie oft bei einer Konzentration auf die inneren Kräfte eines Menschen stehen. Nach unseren biblischen Überlegungen könnte Beratung aber zugleich helfen, die Grenzen einer individualistischen Weltsicht aufzubrechen und eine andere Welt zu entdecken.

3. Wenn ich eben von einem Mutterboden sprach, in dem eine Beratung für das Leben verwurzelt sein muß, dann stellt das *gemeindliche und verbandliche Leben* mehr als nur flankierende Maßnahmen bereit. Dort, wo Christen leben, muß erkennbar werden: Hier wird Leben gemehrt – gerade auch in Verantwortung für Menschen, deren eigene Netze nicht mehr tragen. Ein solches Ethos des Lebens könnte mehr und mehr zu einem Markenzeichen der Gemeinden und natürlich erst recht eines Vereins wie des SkF werden – eben ihr Stallgeruch. Langfristig würde ich mir darum eine Art Selbstverpflichtung der Kirche in Deutschland zu einer Reihe von konkreten Maßnahmen wünschen, die wenigstens zeichenhaft verlässliche Netze für ein Leben mit Kindern spannen können.

Auf einen solchen Anspruch hin wäre einmal eine Gewissenserforschung der gegenwärtigen Pastoral zu halten. Nach meinem Eindruck versucht jede Pfarrei mal ein bißchen dies, mal ein bißchen das, geklagt wird viel, und wenn etwas verändert wird, dann wird am liebsten abgeschafft ... Welche Visionen sind erkennbar – außer der, den eigenen Bestand zu sichern? Die Förderung eines Lebens mit Kindern beschränkt sich oft auf Taufe und Erstkommunion. Gewiß, es gibt einzelne Maßnahmen, es gibt Krabbelgruppen, Kinder- und Familienfreizeiten, es gibt Familienbildungsstätten, hie und da Besuchsdienste für Neuzugezogene, die „Aktion Arbeit“ im Bistum Trier, nicht zu vergessen die „Aktion Babykorb“ – sie hat leider schon bessere Tage gesehen! –, aber aufs Ganze gesehen bleibt das zu sporadisch. Vergleichen wir unsere Gemeinden etwa mit der „Lebenshilfe“ für Behinderte, so müssen wir sagen: Von einem vergleichbaren, verlässlichen Netz sind wir weit entfernt, ja man darf fragen: Gehört ein lebensförderlicher Dienst überhaupt zu den Prioritäten der Gemeinden? Warum werden Pfarrheime und Vereinshäuser renoviert und kaum Wohnungen für ein Leben mit Kindern? Ein ähnlicher Einsatz wie etwa für die Vorbereitung der Kinder auf die Erstkommunion findet sich selten. Dabei wäre ein Rückzug auf das „eigentlich Religiöse“, also auf Gottesdienst, Sakramente und Glaubensverkündigung, gerade der Tod des Glaubens,

nämlich ein Glaube ohne Beziehung zum Leben der Menschen. Wenn das Leben zu mehren immer auch heißt, Hoffnung auf ein „*Leben in Fülle*“ zu erschließen, dann wächst doch gerade hier auch der Glaube.

Und schließlich: Wer setzt diese Prioritäten? Kommen Betroffene zu Wort? Was sind die Wertesysteme der Entscheidungsträger, etwa der Priester, der Laienseelsorger, der Mitglieder im Pfarrgemeinderat? Sind sie vielleicht gar nicht so weit von den Werten der Mittelschicht entfernt, die am meisten von der Individualisierung profitiert hat? So kämen die Verlierer bei der Modernisierung nur als Fälle in den Blick, nicht als Anfrage. Hier läge für die Ehrenamtlichen im SkF die Aufgabe, diese Fragen wachzuhalten und dadurch Gemeinden und professionelle Hilfen miteinander zu verbinden.

Dabei gibt es eine Menge hoffnungsvoller Ansätze aus Gemeinden und Verbänden, die nicht viel mehr als einige Entschlossene voraussetzen, z. B. im Rahmen der Kinderversorgung: Nachbarschaftshilfen und Förderung von Selbsthilfefaktionen, Hol- und Bringdienste für Kindergarten- und Schulkinder, Mittagstisch in einem Privathaushalt, überbrückende Kinderbetreuung während der Randzeiten von Kindergarten und Schule oder während einer Krankheit oder Hausaufgabenhilfe. Meist bewahrheitet sich dabei das Wort: „*Wer hat, dem wird gegeben, und er wird im Überfluß haben.*“ (Mt 13,12). D. h. wer einmal anfängt, dem wachsen auch Kräfte und neue Leute zu.

Ich habe an den Schluß Fragen gestellt. Das mag manchem zu mager erscheinen. Aber ich denke, wie so oft ist es wichtiger, die richtigen Fragen zu stellen, als schnelle Antworten zu geben. Rund um den § 218 wird in Deutschland sicher bald Alltag einkehren. Seine Fragen werden die gesellschaftliche Auseinandersetzung in den nächsten Jahren kaum bestimmen. In der Bevölkerung herrscht dabei ohnehin eine grundsätzliche Akzeptanz der Selbstbestimmung der Frau. Wenn wir aber erkennen, wie Schwangerschaft und ihre Konflikte die Individualisierung insgesamt in Frage stellt, dann werden wir diesen Fragen nachgehen müssen, ob gelegen oder ungelegen. Die Vision vom „*Leben in Fülle*“ mag querliegen, aber sie darf nicht unterschlagen werden.

- 1 Vgl. zum folgenden *Karl Schlögel*, *Go East oder: Die zweite Entdeckung des Ostens*, Berlin 1995, 169–184.
- 2 *Schlögel*, *Go East* 172.
- 3 Allgemeiner spricht *Ernest Gellner*, *Thought and Change*, London 1964, 157, von einer „erosion of the given, intimate structures of traditional society“ in der Neuzeit. Die Strukturen etwa eines Clans werden nun durch die von Menschen entworfene Kultur nicht mehr verstärkt, sondern ersetzt.
- 4 Vgl. *Ulrich Scheuner*, *Staatstheorie und Staatsrecht. Gesammelte Schriften*. Hg. von Joseph Listl und Wolfgang Rühner, Berlin 1978, 677.
- 5 Die Zahl nach *Konferenz der bayerischen Pastoraltheologen (Hg.)*, *Das Handeln der Kirche in der Welt von heute. Ein pastoraltheologischer Grundriß*, München 1994, 59.
- 6 *Statistisches Bundesamt*, *Zahlenkompaß* 1995. Statistisches Taschenbuch für Deutschland, Wiesbaden 1995, 52–54.
- 7 *Ulrich Beck*, *Die Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a. M., 1993, 131, spricht darum von „wohlfahrts- und sozialstaatlichen ‚Abpufferungen‘ der Lohnarbeit.“
- 8 Zu den Leistungen zentralisierter Planung für alle Lebensbereiche vgl. *Gellner*, *Thought and Change* 174.

- 9 *Jürg Willi*, Der Schutz der sozialen Ökologie des Menschen, in: NZZ (Fernaussgabe Nr. 66) vom Sonntag/Montag, den 20./21. März 1994, 28.
- 10 *Hubert Speidel*, Tabus von heute – Probleme von morgen, in: PPMp 44 (1994), 145–152, hier 150.
- 11 *Speidel*, Tabus von heute 147.
- 12 *Speidel*, Tabus von heute 150 f.
- 13 *Paul M. Zulehner*, Pastoraltheologie III. Übergänge. Pastoral zu den Lebenswenden, Düsseldorf 1990, 149.
- 14 *Beck*, Die Risikogesellschaft 175. Gegenüber dem Mißverständnis, Individualisierung bedeute schlechthin einen Gewinn an Freiheit, hebt Beck immer wieder ihre sozialstaatliche Einbindung hervor, vgl. etwa *Ulrich Beck/ Elisabeth Beck-Gernsheim*, Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart, in: *ZfS* 22,3 (1993), 178–187, besonders 179–181.
- 15 *Beck*, Risikogesellschaft 180, spricht vom Übergang von der halbierten zur durchgesetzten Marktgesellschaft.
- 16 Laut *Statistisches Bundesamt*, Zahlenkompaß 1995, 35, leisten von Personen ab 12 Jahren Frauen 4:04 Stunden, Männer 1:46 Stunden (darunter 0:35 Stunden für handwerkliche Tätigkeiten) unbezahlte Arbeit für hauswirtschaftliche Tätigkeiten.
- 17 *Andreas Wollbold*, Ja zum Kind – aber wie? Eine Antwort der Pastoral auf Schwangerschaftskonflikte, in: *StdZ* 120 (1995), 458–466.
- 18 *Eva Zeltner-Tobler*, Eltern als Snowboarder und Brückenspringer. Verwischte Generationengrenzen provozieren Jugendgewalt, in: NZZ (Fernaussgabe Nr. 61) vom Dienstag, dem 15. März 1994, 47.
- 19 *Khalil Gibran*, Der Prophet. Wegweiser zu einem sinnvollen Leben, Olten/Freiburg 18, 1985, 16.
- 20 *Heiner Barz*, Postmoderne Religion. Die junge Generation in den Alten Bundesländern (= Jugend und Religion 2), Opladen 1992, 80.
- 21 „In Wirklichkeit ist ‚die vom Schöpfer dem Menschen anvertraute Herrschaft, keine absolute Macht, noch kann man von der Freiheit sprechen, sie ‚zu gebrauchen oder mißbrauchen‘ oder über die Dinge zu verfügen, wie es beliebt“ (Enzyklika „*Evangelium vitae*“ von Papst Johannes Paul II. an die Bischöfe, Priester und Diakone, die Ordensleute und Laien sowie an alle Menschen guten Willens über den Wert und die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens (25. März 1995) (= Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 120), Bonn 1995, Nr. 42, in Zitat der Enzyklika „*Sollicitudo rei socialis*“ Nr. 34). An gleicher Stelle versteht „*Evangelium vitae*“ Gen 1,28 so: „Das Leben zu verteidigen und zu fördern, in Ehren zu halten und zu lieben ist eine Aufgabe, die Gott jedem Menschen aufträgt, wenn er ihn als sein pulsierendes Abbild zur Teilhabe an seiner Herrschaft über die Welt beruft“.
- 22 Vgl. (allerdings oft einseitig interpretierend): Materialien zum Bericht der Kommission zur Auswertung der Erfahrungen mit dem reformierten § 218 StGB III (= Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit 92/3), Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz 1982, 31–44, wonach nur 3 % der Befragten durch Beratung neue Gesichtspunkte vermittelt wurden.
- 23 Apostolisches Schreiben „*Evangelii nuntiandi*“ Seiner Heiligkeit Papst Pauls VI. an den Episkopat, den Klerus und alle Gläubigen der Katholischen Kirche über die Evangelisierung in der Welt von heute (8. Dezember 1975) (= Verlautbarungen des Apostolischen Stuhl 2), Bonn 1975, Nr. 21.
- 24 Vgl. für das Bistum Trier die Aufstellung von *Marlies Klein*, Die Telefonseelsorge, in: *Trierer Forum* (Oktober 1995), 18 f.